



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pröhle, Heinrich: Neue Lyriker.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Lyriker.



— Berlin im Juli —

Mitten im Gewühl und unter dem Getümmel der Residenz die Erscheinungen der Lyrik zu verfolgen, ist eben so schwer als unter den Zerstreuungen der Hauptstadt ein Tagebuch zu führen, in dem man nur sich selbst angehört.

Die Dichter suchen in unserer Zeit wohl selbst den Lärmen des Tages. Die Poesie ist erst zur politischen und dann zur socialen geworden, was ich an sich weder für einen Fortschritt, noch für einen Rückschritt halte. Mindestens ist der Fortschritt von diesem zu jenem Stoffe bei Weitem noch kein Fortschritt der Poesie selber und ein Volk, das sich mit einer solchen Entwicklung seiner Poesie begnügen könnte, wäre innigst zu bedauern. Und doch ist nicht zu leugnen, daß es den Anschein gewinnt, als wäre dies wenigstens für den Augenblick bei den Deutschen der Fall. Die Mehrzahl unserer Dichter will keine eigentliche künstlerische Entwicklung mehr durchmachen, durch die z. B. Lenau so groß geworden ist, und die selbst Heine trotz allen Coquettirens mit den Zeitendenzen, wahrlich nicht entbehrt hat, ja, die diesem eine so unabhängige Stellung sicherte, daß er in seinen neuen Gedichten sogar es wagen konnte, mit seinem poetischen Genius sich über alle politische Parteien zu erheben, und sowohl über den Kaiser Barbarossa, als über diejenigen, welche er sarkastisch genug seine Mitwölfe nennt, die Geißel des Spottes zu schwingen.

Wie jede Entwicklung, so ist auch die künstlerische zugleich ein Prozeß der Selbstbefreiung. Die poetische Kraft in ihrer höchsten Entfaltung schließt zugleich das höchste Freiheitsgefühl ein, dessen Genuß

In Mitten solcher Verirrungen poetischer Geister, wie wohl thut es einem Dichter zu begegnen, der wieder ein Mal zur Einfachheit zurückkehrt und den einfachen Apparat seiner Poesie eben mit Poesie zu handhaben weiß. Ein solcher Poet ist Gottfried Keller, ein Schweizer. Wahrlich, es fehlt ihm weder an politischer, noch an philosophischer Bildung; aber er hat es verschmäht, mit beiden in seinen Gedichten zu prunken. Wo er auf Politik und Religion zu sprechen kommt, da nimmt er plötzlich einen volkstümlichen Ton an wie in dem Refrain des Jesuitenliedes:

Ja, weine nur, du armes Kind,
Vom Gotthard weht ein scharfer Wind,
Sie kommen, die Jesuiten!

und vermeidet durch denselben jedes Coquettiren mit der Zeit, singt aber doch frei heraus Alles, was er auf seinem treuen Schweizerherzen hat.

Keller hat manches schöne erotische Lied gedichtet und reizende Naturschilderungen entworfen. Er zeichnet in kühnen Umrissen seine Geliebte, die blauen Wiesen und den dunkeln Forst, und oft wird sein Griffel so fest, wie der seines Freundes, des Malers, von dem er singt:

Ich sehe dich mit lässig sicherer Hand
Den feinen Nacken einer Göttin schreiben,
Dazu den Hohn um deine Lippen treiben:
„'s ist nichts dahinter!“ oder „eitler Tand!“

Seine Verse sind überaus wohlklingend. Zuweilen bemerkt man in Keller's Gedichten leise Spuren von einem Einflusse Herweghs, jedoch seltsamer Weise in den politischen am wenigsten. Das Gedicht: Ich ging an grünen Bergeshag (S. 133) erinnert z. B. an Herweghs: „Mein einz'ger Reichthum ist mein Lieb,“ aber es zeichnet sich vor demselben aus durch eine vollkommnere Einheit des Gedankens mit dem Bilde.

Keller erzählt in diesem Gedichte seinem Liebchen, wie sein Gott „in des Bergs frischjugendgrüner Eichensaam“ zu ihm getreten sei:

Es traf mich seines Auges Strahl
Wie warmer Sonnenschein im Mai,
Und als er meinen Namen sprach,
Erhob mein Haupt sich stolz und frei:
Ich wuchs und blühte rasch empor,
Daß ich mir selbst ein Wunder schien,
Und wandelte mit leichtem Schritt
An Gottes hehrer Seite hin.

Dann trug ich ihm auch klagend vor,
 Wie ich so gar ein armes Blut,
 Und bat darauf um Haus und Hof,
 Um Bett und Schrein, um Geld und Gut,
 Um Garten, Feld und Nebenland,
 Um eine ganze Heimath traut,
 Darin ich Dich empfangen könnt'
 Als reichgeschmückte Herzensbraut.

Der Herr läßt sich zwar darauf nicht ein, verspricht ihm aber unter Anderm:

— Alles soll besonders blühen
 Für Euch, und schöner wo Ihr geht,
 Dieweil Euch in mein Paradies
 Ein eigen Pfortlein offen steht.
 So führe deine junge Braut
 Getrost in deine Heimath ein;
 Brautführer soll mein lieblichster
 Und aller schönster Frühling sein.

In dieser Weise lebt und webt der Dichter stets in der Natur. Es stehen jedoch diejenigen Gedichte, welche er selbst unter der Ueberschrift: „Natur“ gibt, im Ganzen seinen erotischen Producten nach. Auch bei Keller sieht man, daß nur der Mensch selbst, keineswegs aber die Natur ein vollkommen ausreichender Gegenstand für die Kunst ist. Es gibt wohl in der neuern Lyrik überhaupt nur wenige Gedichte, die sich mit ihr ausschließlich beschäftigen und dennoch den Stempel der Vollendung an der Stirn tragen, wie z. B. das Gedicht vom Fichtenbaum, der einsam auf einer Höhe im kalten Norden von einer Palme träumt, die tief im Süden trauernd hinwelkt. Der Eindruck, den dieses Gedicht macht, liegt doch wohl nur darin, daß Heine hier in die Natur eine ganz menschliche Seele mit all ihrem Schmerz und Sehnen hineingelegt hat und zwar in einer Weise, die, von der Allegorie oder wohl gar von der Fabel und selbst von der gewöhnlichen Naturbilderei weit entfernt, durchaus keine Reflexion aufkommen läßt, sondern nur die vollkommene Einheit des Menschenherzens mit der Natur abspiegelt. Diese Einheit ist aber für die meisten Poeten sehr schwer herauszustellen; selbst die Blicke des sinnigsten Naturbeschauers schweifen häufig über die Föhrenstille hinaus, und Gottfried Keller hat sich in solchen Augenblicken, was seiner Dichternatur sonst fern liegt, oft mit sehr störenden politischen und religiösen Reflexionen zu helfen gesucht. Die Conservativen, die Orthodoxen, und die Leute, die „am

hingeworfenen Atheistenknochen“ nagen, bekommen in solchen Augenblicken von ihm nicht immer treffende Hiebe.

Doch enthält auch die Abtheilung: „Natur“ in ihrer Art Vorzügliches. So die Gedichte: „Es ist ein stiller Regentag“ „Berg hinan vom kühlen Grund“ „Im Herbst wenn sich der Wald entlaubt“ „Es deckt der reiche Buchenschlag“ „Im Wald“ „Aber auch der Föhrenwald.“ Das Alles ist, als legte man sich der Länge nach in ein Kleefeld und der Wind wehte Einem die blühenden Halme einen nach dem andern über den Kopf weg. Wie erfrischt sich das Herz in dieser Welt des Dichters, wie erfrischt sich namentlich die Phantastie eines Lesers, der in den Kerkermauern einer großen Stadt eingesperrt, die Sehnsucht nach jener grünen Welt doppelt empfindet.

Ich las heute „Gedichte von Günther Nicol. Dieser Poet hat bei einem nicht allzu reichen Talente durch künstlerische Besonnenheit viel Erfreuliches geleistet. Seine Gedichte sind nicht durch einen genialen Wurf entstanden: man sieht Arbeit an ihnen, aber diese Arbeit ist keine Dilettanten-Arbeit. In der Detaillirung, in der völlig gleichmäßigen Behandlung des Stoffes ruht sein Werth. Eine Geschmacklosigkeit, eine Trivialität kann ihm kaum unterlaufen. In dieser Gleichmäßigkeit, mit der der Verfasser Alles nach allen Seiten hin detaillirt, liegt es denn auch, daß die Gedichte unter einander an Werth nur sehr wenig verschieden sind. Günther Nicol hat mich zuweilen an Chamisso erinnert, nicht als ob er ihn in seinen Leistungen nachahmte, sondern durch die Art und Weise wie er producirt. Ein Gedanke, den beide in ihren Gedichten nicht sorgfältig aus der spröden Form herausarbeiten, geht bei ihnen der Welt verloren: da wird nichts angedeutet, und uns etwa schon durch den Rhythmus in diese oder jene Stimmung zu versetzen, wird nicht versucht. Am liebsten gebraucht Nicol ein jambisches Versmaß, in dem sich höchstens (S. 265) das Knarren des regelmäßigen Schrittes im Schnee nachahmen läßt.

Den Anfang der Gedichte von Günther Nicol machen Polenlieder; obgleich manche von ihnen erst 1836 und 1838 geschrieben wurden, so erkennt man doch darin die alte ächte Polenbegeisterung vom Jahre 1830, wo Nicolaus Lenau auch gesund war und mit schwermüthigen, tief sinnigen Liedern gegen die Russen kämpfte. Der Leipziger Privatdocent, Herr Buttke, mag für sich recht haben, wenn er es den Harfenmädchen auf der Messe nicht glauben will, daß Polen noch immer

nicht verloren ist; aber die deutschen Dichter, sie sollten es doch noch ein paar Jahre mit ansehen, sie sollten es ihnen doch noch glauben. Ach, es ist nicht gut, wenn die Dichter dem Verbluten eines Volkes so ruhig zusehen können, es ist wahrlich nicht gut! Man merkt es bei dieser Gelegenheit wohl, daß Lenau krank ist, und Heine in den fernen Pyrenäen badet. Und im Grunde ist auch die Polenbegeisterung, so wie die für Griechenland immer noch einer der besten Stoffe für unsere Freiheits-Dichter gewesen, nirgends haben sie so Vieles hervorgebracht, was auch vollen künstlerischen Werth hat als gerade hier.

Günther Nicol legt seinen Zeitgedichten meist Begebenheiten zum Grunde, die schon an sich von poetischem Interesse sind. Wo dies nicht der Fall ist, da treten sie in der Regel geradezu als Gelegenheitsgedichte auf. Unter den letztern scheint mir das auf Sanders Tod und das auf die Leipziger August-Ereignisse bezügliche: Unschuldig Blut — besonders gelungen.

Unter den vermischten Gedichten kann: die Wache (S. 99) hervorgehoben werden. Sie steht am Tage vor der Schlacht auf ihrem Posten, und sieht langsam den „König von Gruft und Grab“ in das Lager einziehen, wo ihre Kameraden schlummern. Dann „des Bettelweibs Rache,“ die gefangene Lerche,“ ein schon oftmals dagewesener, aber hier sehr glücklich behandelter Gegenstand.

Heute, am Freitage, habe ich mir eine Fastenspeise ausgewählt: Gedichte von Otto Weber.

Otto Weber ist ein recht resoluter Dichter, der nicht allein das, was man die alte Leier nennt, sondern auch, was man füglich die junge Leier nennen könnte, noch einmal frisch vom Blatte wegspielt; in der Natur bleiben ihm die kleinsten Farbenunterschiede nicht verborgen, und der Contrast, den das helle Grün der Wiesen mit dem dunkleren der Tannen bildet, erinnert ihn (S. 9) an den Unterschied zwischen den ernsten und den heitern Loosen des menschlichen Lebens, ein funkelnagelneuer, noch nie da gewesener Gedanke! Manchen Gedanken, den andere Schriftsteller nur andeuteten, findet er nöthig in einer langen Ballade weiter auszuführen, z. B. das dictum des alten Horatius: Sedet atra cura post equitem —

Sonst als der wolkenlose Himmel
Im Frühlingsglanze ihm gelacht,
Ritt er den Goldfuchs und den Schimmel,
Setzt einen Napfen schwarz wie Nacht u. s. w. (S. 18.)

Rührend ist das Gedicht vom König und Bettler. Der König war finster und unglücklich, aber

Der arme Bettler (!) war fröhlich,
Blick' immer voll Freud und Lust,
Als wohnten selige Götter
In seiner harmlosen Brust. (S. 65.)

Kurz, er war sehr glücklich und ich war es nicht minder als ich das Buch zuschlug. —

Heute begegne ich einer Landsmännin, Louise Aston. Ich erinnere mich noch recht gut, wie wir Primaner oder Sekundaner uns von ihrer Hochzeit mit einem reichen Engländer erzählten, und heute — tritt sie mir in ihren „Wilden Rosen“ als eine Emancipirte entgegen.

Einigen von diesen zwölf Gedichten, welche zuweilen stark an Karl Beck erinnern (s. z. B. S. 21.) kann man eine bedeutende Meisterschaft in der Form nicht absprechen. Dem Gedichte: letzter Trost, fehlt es nicht an Bilderpracht, und Wohlklang findet man z. B. auch in folgenden Worten, mit denen sie die Liebe begrüßt:

Fester Bund von stolzen Seelen,
Den des Lebens Gluth gear,
Freier Seelen freies Wählen
Vor der Schöpfung Hochaltar! (S. 27.)

Doch ich will bei der bloßen Form nicht stehen bleiben. Jeder Vers des Liedes, dem diese Worte entnommen sind, schließt mit dem Refrain:

Freiem Lieben, freiem Leben,
Hab' ich ewig mich ergeben.

Die Idee von der „freien Liebe“, die sich allenfalls zur philosophischen Discussion eignen mag, an eine Stelle zu setzen, wo man sonst nur den Juwvallera's der deutschen Studenten und Worten von einem gewissen musikalischen Klange begegnet, zu denen man lieber singen als denken und lieber pfeifen als singen soll; das Evangelium von der Emancipation des Weibes zu einem Refrain zu verarbeiten, wozu man sonst nur Gedanken benutzt, zu denen der große Haufen Chorus macht, weil über dieselben Poeten und Philister einig sind wie z. B.: das Kanapee ist mein Vergnügen, d. h. doch wahrlich die Perlen vor die Säue werfen und zeigt ebenso wenig von einem poetischen als von weiblichem Zartgefühl.

Doch — Louise Aston will eine deutsche Schülerin von George Sand sein, und sie ist es vielleicht trotzdem, daß sie sich in diesem Refrain vergriffen hat. Doch ach, Madame, (als Emancipirte werden Sie erlauben, daß ich Sie in meinem Tagebuche direct anrede) was George Sand betrifft, so kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Persönlichkeit dieser auch von mir hochverehrten Schriftstellerin mir immer am liebenswürdigsten vorgekommen ist in einer ihrer Vorreden, worin sie sich selbst schilderte wie sie eins ihrer Kinder auf dem Rücken tragend und ein andres an der Hand haltend, mühselig und beladen durch ein frischgepflügtes Ackerstück dahinschreitet.

Doch, Madame, Sie sind aus Berlin verwiesen worden und ich habe auch abgesehen von Ihrem schon oben anerkannten Formtalent, Ihre Gedichte mit Interesse gelesen. Sie befinden sich in einer eigenthümlichen Lage, in der wohl noch nicht leicht ein Weib sich befunden hat, und auf das von Ihnen angekündigte Buch über Ihre Ausweisung ist das Publicum gespannt. Was mich betrifft, so bin ich zugleich darauf neugierig, ob Sie in demselben empfundene oder erfundene Gefühle vorbringen, ob Sie wahr, einfach und natürlich sein werden, oder . . . doch hiervon zu seiner Zeit!

Es ist Sonntag, meine Nachbarn, die zwei preussischen Leutnants singen schon seit fünf Uhr in der Frühe deutsche Volkslieder und ich singe leise mit. Auch in Berlin ist die Sonntagsfrühe schön. Mancher, der schon lange nicht mehr an Gott glaubte, trägt heute noch sein bestes Kleid und pilgert andächtig nach Charlottenburg. Hört man auch nicht überall die Glocken läuten (Berlin hat ja bekanntlich noch immer zu wenig Kirchen!), so klingt es Einem doch in die Ohren, als ginge man draußen im Kornfelde zwischen zwei oder drei Dörfern spazieren, wo die Leute zur Kirche gehen. Ich aber denke mich heute nach Böhmen, wo der Pfarrer Stule vielleicht gerade jetzt eine Kanzel besteigt, oder bald hier bald dort auf den Stufen des Altares kniet, während die Chorknaben ihm das Weihrauchsfäß und das Messglöcklein um die Ohren schwingen, während ich hier in Berlin seine Gedichte lese.

Sie führen den Titel: „Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens, aus dem Neuzechischen übertragen von Josef Wenzig, und erhalten durch das eigenthümliche Metrum, in dem sie von Stule geschrieben, von Wenzig mit einigen wenigen Freiheiten übersetzt sind, ein besonderes Interesse. Unter den Czechen wurde dieses

Metrum zuerst von Franz Ladislaus Czefakowsky an die Stelle des italienischen Sonetts gesetzt, und hat wie der Uebersetzer behauptet, das Gute, daß es den Dichter hinsichtlich des Reimes nicht so sehr beengt, als jenes, und ihn doch ebenso sehr, ja noch mehr nöthigt, die Sehne seines Bogens straff anzuziehen, damit er den Pfeil in voller Kraft abschneiden könne.

Stule hat nur zwei Worte auf seinen Psalter gelegt: Heimath und Religion, er dankt

Inbrünstig dem Geschick,
Daß er Czech und Katholik. (S. 36.)

Das religiöse Element geht jedoch bei ihm ganz im nationalen auf, das letztere aber tritt hier ziemlich frei von allem Fanatismus auf. Charakteristisch für den Verfasser ist jenes Heimweh, das uns bei dem Anschauen vergangener Herrlichkeit und historischen Glanzes mitten in der Heimath ergreifen kann, und das in Böhmen zu Hause zu sein scheint. Da ist kein Platz in ganz Böhmen, wo dieser Priester sich nicht niedermürse und unter Thränen den Boden küßte; keine Wolke kann über ganz Böhmen und Mähren stehen, die er nicht besingt.

In den Gedichten, welche betitelt sind: Mein Rufen (diese Ueberschrift soll wahrscheinlich ursprünglich eine religiöse Bedeutung haben) sehen wir den Dichter im Lande umhergehen und die Städte Böhmens und Mährens bei Namen aufrufen, als fürchtete er, daß plötzlich eine von ihnen verschwunden und in die große heilige Nacht der böhmischen Geschichte zurückgesunken sei. Er jubelt, wenn er noch Alles wieder findet, wie er es vor Kurzem verlassen. „Du hier Dmütz, Du dort Brünn!“ (S. 97.) Vor Prag, das „kein Czech jemals innig zu lieben satt“ wird, betet er den Geist des Czechenthums an. Kein Städtchen, kein Ort wird übersehen, bald steht der Dichter genau „auf Böhmens Grenze“, bald „oberhalb Mährisch Tribau“ u. s. w. Ein ungemein liebliches Gefühl ist es für ihn, auf die „Heimath“ hinzublicken, wenn in ihren Auen sich das Czechenvolk „gleich Bienen erzießt“. Die Heimath nimmt der Dichter mit in den Himmel:

Engel bläst, der Himmel jubelt,
Erde wirft des Grabes Schimmel
Ab, in Edens Wonnenschein
Ziehn Heimath und Menschheit ein.

„Theestunden in Lindenhain“ ist der barocke Titel einer Sammlung, die außer Gedichte auch Novellen und Schauspiele enthält.

Ein Deutschtungar, dessen Namen bisher nur in der Kinderwelt bekannt war, oder, wie der Verfasser sich ausdrückt, den die Leserinnen des Büchleins, die guten Mädchen wohl kennen," wendet sich hier dem erwachsenen Publicum zu.

In seinen Gedichten tritt dem Leser eine ziemlich ausgeprägte, individuelle Weltanschauung entgegen, die sich jedoch weniger in den ernstesten als humoristischen Gedichten ausspricht. Hier, wo zeigt sich eine Heiterkeit, welche bei der gedrückten Stimmung, in der sich der Dichter offenbar befindet, sehr wohlthut.

Unter diesen humoristischen Gedichten kann das vom Till Eulenspiegel, besonders hervorgehoben werden, — eine Satyre auf das deutsche Schulwesen und speciell auf die deutschen Universitäten. Till Eulenspiegel, der Schalk, litt einmal Noth und es gelüstete ihm nach dem fetten Leben im Kloster.

Er bewirbt sich dort um ein Amtchen, und hat beim Abt ein Examen zu bestehen, weist sich aus, daß er bei den Säulen des Herkules Philosophie studirt hat, weiß von seinen Studien viel Ergößliches zu erzählen, und wird vom Examinator unter schallendem Gelächter zum Kloster-Bibliothekar ernannt.

Unter den ernstern Poesien verdient das Einleitungsgebidicht Anerkennung, ferner „am Morgen“, „Trennung in Regensburg“ „Klage und Besperbrod“. Außerdem einige auf Oesterreich bezügliche Poesien: „die Czechensjungfrau auf der Buttenburg, Nachtlager der Magyaren zur Zeit ihrer Einwanderung, am Stein (ein Wirthshaus bei Altenburg in Oesterreich) und Bäcker Martin. Namentlich in den beiden letztgenannten Gedichten hat es der Verfasser so recht verstanden, auf den zauberischen Klang, mit dem z. B. der Name der Donau mindestens in unsere norddeutschen Ohren fällt, zu speculiren.

Wenn ich vorgestern einen Böhmen, und gestern einen Ungarn las, so hat mich heute ein deutscher Dichter in Italien beschäftigt, Bernhard von Lepel, welcher Lieder aus Rom herausgab.

Dieser Poet unterscheidet sich von andern Deutschen, welche bisher in Rom gesungen haben. Er kann sich nämlich in Italien nicht an dem Anblicke der Schatten einer großartigen Vergangenheit trösten, von denen Goethe mit poetischer Kühnheit sagte, daß einer unter ihnen mehr werth sei als das ganze heutige Geschlecht. Es fehlt dem gewiß talentvollen Dichter an dem, was ich den Anflug des Antiken nennen möchte, um nicht schlechtweg die classische Bildung zu sagen.

Wollte ich mich auf die Vergangenheit unserer Literatur stützen, welche sich mit Rom viel beschäftigt hat, so hätte ich fast ein Recht, diesem Dichter zuzurufen: wenn Dir der Papst nicht gefiel, warum hast Du Dich nicht an Cäsar gehalten?

Doch — es haben ja auch andere Dichter die Versunkenheit des heutigen Roms geschildert, und gerade hier zeigt sich am deutlichsten Lepel's Verhältniß zu den mit Erfolg eine gewisse Classicität anstrebenden deutschen Dichtern, welche in Rom gesungen haben. Um den jetzigen Zustand Italiens zu schildern, stellt Lepel es allegorisch dar als ein schönes Weib, welches kniet und betet: Ave Maria. Das erinnert an ein ganz ähnliches Gedicht bei Platen. Am Aschermittwoch ruft Platen einem Weibe zu: Wirf den Schmuck schönbusiges Weib zur Seite, und fordere sie auf vor ihren Heiligenbildern auf die Kniee zu fallen. Dieses Weib aber ist keine allegorische Figur, sie ist eine Römerin von ächtem Fleisch und Blut, — und doch wird hier ohne alle Reflexion die Versunkenheit von ganz Italien charakteristischer dargestellt, als in der Lepelschen Allegorie.

Die Lieder von Rom beginnen mit einer Reihe von Gedichten, welche man schlechtweg italienische Gedichte nennen könnte. Darunter befindet sich unter andern die Bearbeitung einer römischen Volkslegende,*) deren Reckheit überrascht. Dann folgen italienische Genrebilder, welche dem Verfasser wohl am besten gelungen sein mögen. Hier hat sich der Dichter von der Reflexion frei erhalten, und auf der andern Seite kommt es diesen Genrebildern zu Gute, daß der Leser bei ihrer Form nicht in Versuchung kommen kann, sie mit den römischen Poesien von Goethe oder Platen zu vergleichen.

Hierauf eine Reihe von Gedichten, in denen der Verfasser sich plötzlich an das Behagen zu erinnern scheint, das der Altwater unsrer Poesie,

Der, mit der Meisterhand das schöne Nackte
Berührend eines Frauenhalses, leise
Darauf klopfte seiner Rhythmen heitre Takte. (S. 88.)

in Italien verspürte, und diesem gewissermaßen nachstrebt. Zu diesen Poesien gehört z. B. die Wittve von Capri (S. 119—140). Der Stoff, eine junge schöne, mit blühenden Kindern gesegnete Wittve, welche von italienischen Priestern und Fischern umschwärmt wird, sich allen kalt, aber nicht unfreundlich zeigt und nur den Fremdling mit

*) Sie wurde in den Grenzboten bereits mitgetheilt.

Herzlichkeit behandelt, ist gewiß glücklich gewählt, oder — wie man nach einer Anmerkung des Verfassers wohl sagen darf — zweckmäßig erlebt. Da aber die Situation damit abschließt, daß die Italienerin in dem Deutschen einen Freund findet, mit dem sie sich am Abende gern ihres verstorbenen Gatten erinnern mag, so bietet dieselbe keineswegs jene Fülle von poetischen Beziehungen dar, welche man erwartet, da die Erinnerung an Goethe's römische Elegien zu nahe liegt.

Bernhard von Lepel muß überdies der Vorwurf gemacht werden, daß er, anstatt den entsprechenden Stoff einfach und sinnig mit dem ersten Gedichte auch äußerlich abzuschließen, den Leser während einer ganzen Reihe von Fortsetzungen in der Erwartung eines eigentlichen Liebesverhältnisses erhält. Gewiß hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Wittve von Capri den Leser in eine frivole Stimmung versetzen sollte, die selbst Goethe in seinen Elegien trotz der Freiheiten, die er sich gestattet, vermieden hat. Im Ganzen ist jedoch Bernhard von Lepel eine erfreuliche Erscheinung in unserer poetischen Literatur und verdient seinen Platz in den Gedichtsammlungen, die wir so eben durchflogen haben, sogleich nach Gottfried Keller.

Heinrich Pröhle.